

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 16

Artikel: Die alte Maria
Autor: Brandenburger, Alice
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669694>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bitter durch Käthi's Leben. Aber dieses karge Arbeitsleben, aus dem sie Nahrung und Mut für andere schöpfte, dieses stille Beispiel änderte die Gesinnung des Sohnes, der vordem ein unzufriedener Mensch gewesen. Die Mutter gab ihm neuen Lebensglauben, wies ihm ein Ziel. Als sich der Sohn heimgefunden und eine gute Tochter heiratete, da war es dem Großmüetti, als sei sie „jetzt mitten in der Sonne“, und ihre Seele war übergelb von süßer Freude.

Ja, das Käthi, das hatte den wahren Lebenssinn. Nach allem Schweren faßte es immer wieder Mut, und auf seinem unendlichen Vertrauen, auf seinem selbstlosen Lieben, ruhte Segen. Es erlebte die Güte wie ein selbiges Wunder, und Dankbarkeit strömte wie ewiges Himmelsblau aus seiner Seele.

Der Arbeiterin, die auch viel Kummer und Sorge gehabt, dringt dieses Mutterleben tief in die Seele. Wie hatte Käthi gelitten, wie war sie arm gewesen, hatte ihre Familie mit ihrer Hände Arbeit durchbringen müssen, als sie schon siebzig Jahre alt war; Unglück hatte ihre Ernten vernichtet, sie hatte „gekummert“, und der Hunger war ihr nicht fremd geblieben, obwohl sie das

Brot immer heilig gehalten hatte. Aber Käthi's unerschütterlicher Lebensglaube war wie ein Saatforn, gab immer wieder Blüte und Frucht.

Waren jene brausenden Untwetter nicht gewesen wie jetzt die anschwellende Arbeitslosigkeit, die alles untergrub, das man jahrzehntelang treu erschafft? Käthi kämpfte gestern, die Arbeiterin kämpft heute, und Käthi schenkt ihr Lebensvertrauen. Da es zu spät war für Flachs, pflanzte Käthi Erdäpfel, da es für die Arbeiterin zu spät ist für die feine Seidenarbeit, zu der die Augen nicht mehr taugen, will sie es mit etwas anderem versuchen und eine Stelle annehmen, zu der sie erst den Mut nicht gehabt. Es ist bei einer Mutter, die mit Schneidern die Kinder und sich durchbringt und bei der es schmal zugeht. Sie hat ihre ganze Hoffnung auf die Arbeiterin gesetzt, sie sollte einen zuverlässigen Menschen im Haushalt haben.

Die Arbeiterin legt das Buch weg, sinnt und sinnt . . . Morgen will sie der Frau ihre Zusage bringen. Der Gedanke macht ihr nicht mehr schwer, sie fühlt, daß sie, obwohl arm, noch viel geben kann.

Die letzte Predigt.

Die letzte Predigt, die der Pfarrer einst gehalten,
Hab' ich gesucht, gesucht und nicht gefunden.
Durchstöbernd alle Schriftstücke, die alten,
Die Predigt fand sich nicht, sie ist verschwunden.

Schon mehr als vierzig lange Jahre sind verfloßen,
Seit er, an Leib und Seele halb gebrochen,
Zum letztenmal zu allen seinen Dorfgenoßen
Aus tiefstem Herzensgrunde hat gesprochen.

Der Predigt Worte sind im Kirchenraum verklungen.
Von der Gemeinde sind ins Grab gesunken
Die Alten alle und ein großer Teil der Jungen,
Doch lebt die Predigt weiter wie ein glüh'nder
[Funken.

Denn was der Pfarrer damals bittend vorgetragen
Von Hoffen und Geduld und im Gebet verharren,
Hat auf dem eig'nen Leidensweg, den kranken Tagen
Er selber stumm gehalten in den langen Jahren.

Und kommt im Dorf das letzte Stündlein da und
Nach all des Lebens Hasten, Fiebern, Jagen, [dorten,
Sucht man ein letztes Mal nach jenen Bibelworten
Und spricht: Laßt uns das Kreuz wie unser
Pfarrer tragen.

Und falten sie die Händ' im Sterbehaufe drinnen
Voll Hoffen und Geduld und gläubig Harren,
Dann ist der Geist der letzten Predigt unter ihnen,
Und spendet neuen Trost, wie einst vor Jahren.

Max Baiter.

Die alte Maria.

Wir verbrachten unsere Ferien in Pontresina.
„Wenn es Ihnen recht ist“, fragte eines Tages
unsere liebenswürdige Wirtin, „wollen wir nach-
mittags die alte italienische Köchin besuchen, die
mir während des Hauptbetriebes aushilft. Maria
wohnt in der Gegend und — ich habe ihr eigent-
lich unseren Besuch auf heute schon versprochen.“

Wir waren es zufrieden. So fuhren wir denn hin-
unter nach Ponte. Die kurze Strecke nach Campo-
vasto war bald zurückgelegt, und gleich nach den
ersten Häusern kam uns Maria schon entgegen.
Mühsam schob sie ihren unförmigen Körper vor-
wärts und überschüttete uns gleich mit einem
Schwall von Begrüßungsworten in einem schreck-

lichen Gemisch von Italienisch und Romanisch. Die lebhafteste Sprache und ein schrilles Lachen kamen aus einem Mund, aus dem nur noch zwei Zähne ragten, über die struppigen Haare hatte sie ein schwarz-weißes Kopftuch gebunden, an dem sie mit großen nervösen Gebärden beständig rückte, doch die schönen dunklen Augen glänzten lebhaft und freudig aus dem faltigen Gesicht.

Sie führte uns durch das Dorf. Vor einem schönen großen Engadinerhaus standen wir bewundernd stille. „Dieses Haus war mein“, bemerkte Maria stolz. Etwas erstaunt folgten wir ihr weiter durch das Dorf bis hinauf ans Ende, wo neben einem kleinen Friedhof das Kirchlein steht. Dort, dicht daneben, geleitete sie uns in ein altes, beinahe ärmliches Haus. Da wohnte sie. Wir mußten uns gleich in der engen Stube zu Tisch setzen. Sie brachte feine Gnocchi, bestes Bündnerfleisch und Salsize, alles von ihr selbst bereitet, dazu herrlichen Weltliner, dann bewirtete sie uns noch mit Kuchen und Kaffee. Wir schmaussten drauflos, immer überschüttet von ihren lebhaften Worten in dem italienisch-romanischen Kauderwelsch, mit denen sie uns zu immer eifrigerem Zulangen aufforderte. Dazwischenhinein begann sie aber, einiges aus ihrem Leben zu erzählen, Brocken, aus denen ich mir ihre einfache Geschichte zusammensetzen konnte.

Sie stammt aus der Campagna. Mit 14 Jahren kam sie nach Rom zu einer Glätterin. Neben dem Bügeln war es ihre Aufgabe, die fertige Wäsche in den verschiedenen Häusern abzuliefern. Ihr Rundgang zu den Kunden führte sie auch zu einem Konditor, einem Bündner. Sie schielte verlangend nach den Kuchen, kaufte sich auch ab und zu eine Süßigkeit und merkte bald, daß ihr der Bündner viel mehr einpackte, als ihr für ihre paar Soldi zukam. Nach und nach wurden die

Kuchenpakete immer größer, und der gute Konditor ließ sich zuletzt überhaupt nichts mehr dafür bezahlen. —

Der Bündner verließ Rom und wollte ein Stücklein näher zur Heimat. Er zog nach Padua und mit ihm zog Maria. Sie sorgte treu für ihn als seine Haushälterin, sie lebte mit ihm als seine Frau. „Und“, sagte sie, „einen besseren Padrone gibt es auf der Welt nicht mehr!“ —

Als der Zuckerbäcker genug verdient hatte, um seiner Sehnsucht nach der Heimat nachgeben zu können, kehrte er zurück dahin, wo er aufgewachsen war, wo seine Geschwister lebten, nach Zuoz. Aber Maria gefiel es nicht in Zuoz. „Denn“, erklärte sie, „dort waren zu viele Verwandte!“

Und der gütige Herr gab ihrem Drängen nach und beschloß, etwas von den Verwandten wegzuziehen. Er wählte Campobasto und dort das schöne Engadinerhaus, das wir zuvor bewundert hatten.

Maria zeigte uns das Bild des geliebten Padrone. „Er war ein schöner Mann. Viele hübsche und reiche Engadinerinnen hätten ihn gerne geheiratet, aber“ — hier kam ein schelmisches Lachen — „ich habe schon dafür gesorgt, daß ihn keine bekam!“ —

Vor etwa zwanzig Jahren ist der Padrone gestorben. Er hinterließ Maria nebst andern Gütern das schöne Haus.

Maria kann nicht lesen und schreiben, sie kann nicht rechnen, sie wußte nicht, wie viel sie besaß, — aber eines wußte sie: in diesem Hause würde sie nicht leben.

Sie verkaufte es und zog hinauf in dieses fast ärmliche Haus, denn hier sieht sie vom Fenster ihres Schlafzimmers aus das Grab ihres guten Padrone, und sie winkt ihm allabendlich einen stillen Gruß zu.

Mlice Brandenburger.

Unsere Alten*.

Von J. G. Birnstiel.

Lieber Freund! Du kennst das Geschichtchen, das sich einmal irgendwo im Schweizerland soll zugetragen haben. Kam da ein Sommerfrischler des Weges und fragte ein schneeweißes Mütterchen: „Wie alt seid Ihr?“ Antwort: „Füfgedachtzgi.“ Darauf der Fremde: „Bob tusig — das ist aber es schöns Alter!“ „En Speck — es wüeschts Alter ist das! Woni zwänzgi gsh bi — säb ischt es schöns Alter gsh!“

* Aus dem sehr empfehlenswerten Buche „Letzte Ernte“. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel.

Ja, ja, Altwerden möchten sie alle, aber Altsein — das hat seine Mucken! Die Herren Poeten puzen ja wohl etwa ein halb abgestandenes Lebensbäumlein mit dem Goldpapier schöner Phrasen auf, indem sie von der seligen Ruhe auf der Bergbank, vom Herunterschauen ins Tal, vom herrlichen Abendsonnenschein und dergleichen Zeug deklamieren. Aber ihre Rede ist eben doch nur Goldpapier, und das täuscht über die Hinfälligkeit des Baumes nicht hinweg.

Der Prediger Salomonis, der Schopenhauer